

MARY
KUBICA

HarperCollins

PRETTY

BABY

DAS UNBEKANNTE
MÄDCHEN

THRILLER

und zwar schon, seit wir zusammen sind. Heidi ist daran gewöhnt, dass ich weg bin. Wie heißt es so schön? Die Liebe wächst mit der Entfernung. Das sagt sie jedenfalls immer, wenn ich sie frage, ob sie mich vermisst. Ich glaube, insgeheim genießt sie es, das Bett für sich zu haben. Sie ist eine Bauchschläferin – und eine Deckendiebin – und schläft mit Vorliebe diagonal. Für unsere Ehe funktioniert es einfach gut, wenn ich im Hotel übernachte.

„Ja klar“, sagt sie. Und dann, wie erwartet: „Die Liebe wächst mit der Entfernung.“

„Wer hat das eigentlich gesagt?“, frage ich.

„Weiß nicht genau.“ Ich kann ihre Finger über die Tastatur fliegen hören.

Klick, klick, klick. „Wie läuft es denn bei euch?“

„Gut“, sage ich und beschwöre sie im Geiste, es dabei zu belassen.

Aber das macht sie nicht. Nicht meine Heidi. „Gut? Das ist alles?“, bohrt sie nach, und ich bin gezwungen, ihr darüber Bericht zu erstatten, dass der Flug wegen Regenfällen verschoben wurde, gefolgt von Turbulenzen und einem verschütteten Glas Orangensaft, über ein Mittagessen mit einem Kunden in Fisherman’s Wharf und die Gründe, weshalb ich Aaron Schwindler nicht leiden kann.

Aber als ich sie nach ihrem Tag frage, will sie über Zoe sprechen. „Sie hat sich merkwürdig verhalten“, sagt sie.

Ich muss schmunzeln. Ich rutsche an der Tapete mit dem roten geometrischen Muster hinab und nehme auf dem Fußboden Platz. „Sie ist zwölf, Heidi“, sage ich. „Es wird sozusagen von ihr erwartet, sich merkwürdig zu verhalten.“

„Sie hat ein Nickerchen gemacht.“

„Dann war sie eben müde“, sage ich.

„Sie ist zwölf, Chris. Zwölfjährige machen kein Nickerchen.“

„Vielleicht wird sie ja krank. Die Grippe geht um“, sage ich, „weißt du doch.“

„Vielleicht“, sagt sie, hakt jedoch gleich wieder ein: „Sie sah aber gar nicht krank aus.“

„Ich weiß es nicht, Heidi. Es ist lange her, dass ich zwölf war. Außerdem bin ich ein Kerl. Keine Ahnung. Wahrscheinlich ein Wachstumsschub oder irgendein Pubertätskram. Oder sie hat einfach nicht gut geschlafen.“

Ich kann beinahe hören, wie Heidis Kinnlade auf dem Boden aufschlägt. „Du glaubst, Zoe kommt in die *Pubertät*?“, fragt sie. Wenn es nach Heidi ginge, würde Zoe für den Rest ihres Lebens Windeln und Fleece-Schlafanzüge mit Fuß tragen. Sie wartet die Antwort gar nicht erst ab. „Nein“, beschließt sie für sich. „Noch nicht. Zoe hat noch nicht mal ihre Menstruation.“

Ich zucke zusammen. Ich hasse dieses Wort. *Menstruation*. *Menstruieren*. *Menstruationsblut*. Die Vorstellung, dass meine Tochter Tampons trägt – und ich das mitbekomme –, ist mir ein Graus.

„Frag doch Jennifer“, schlage ich vor. „Frag Jennifer, ob Taylor schon ihre ...“ – ich verziehe das Gesicht und zwingen mich, das Wort auszusprechen – „... *Menstruation* hat.“

Ich weiß, wie Frauen sind. Ein bisschen Kameradschaft wirkt Wunder. Wenn Taylor auch in die Pubertät kommt und Heidi und Jennifer sich per Telefon und SMS über auftauchende Schamhaare und wachsende Brüste austauschen können, ist alles gut.

„Das mache ich“, sagt sie entschlossen. „Gute Idee. Ich frage Jennifer.“

Heidis Stimme beruhigt sich, die sorgenvollen Gedanken, die ihr im Kopf herumgeistern, sind vorerst zum Schweigen gebracht. Ich stelle mir vor, wie sie den Laptop auf meine Seite des Betts schiebt – ein Kuschelgefährte für die Nacht. „Chris“, sagt sie.

„Was denn?“

Aber sie überlegt es sich anders. „Ach, schon gut.“

„Was ist denn?“, frage ich erneut. Ein Pärchen geht Hand in Hand den Flur entlang. Ich ziehe die Beine ein, um es vorbeizulassen. „Verzeihen Sie, Sir“, sagt die Frau in sehr großspurigem Tonfall, und ich antworte mit einem Nicken. Die beiden sind bestimmt fünfundsechzig und halten immer noch Händchen. Ich beobachte sie in ihrem Partnerlook aus Khakihosen und Frühlingsmänteln, und mir kommt in den Sinn, dass Heidi und ich uns selten an den Händen fassen. Wir sind wie die Reifen eines Autos: im Gleichlauf, aber unabhängig voneinander.

„Nichts.“

„Bist du sicher?“

„Ja“, sagt sie. „Wir reden darüber, wenn du wieder zu Hause bist.“ Und endlich beschließt sie, dass sie müde ist. Ihre Stimme klingt müde. Ich sehe sie vor mir, wie sie immer weiter unter die Decke sinkt, ein schweres Daunebett, unter dem ich selbst im tiefsten Winter schwitze. Ich male mir aus, dass das Licht und der Fernseher im Schlafzimmer aus sind und Heidis Brille auf dem Beistelltisch neben unserem Bett liegt, wie immer.

Ein Bild taucht vor meinem inneren Auge auf, unaufgefordert und unerwünscht, und ich schleudere es rasch von mir, wie eine Kugel aus einer Kanone. *Was trägt Cassidy Knudsen zum Schlafen?*

„Na gut“, sage ich. In meinem Zimmer klopft jemand an die Tür. Mein Typ wird verlangt. Ich stehe auf und sage Heidi, dass ich Schluss machen muss, und sie sagt okay. Wir wünschen uns gute Nacht. Ich sage ihr, dass ich sie liebe. Sie sagt: „Ich dich auch“, wie sie es immer macht, obwohl wir beide wissen, dass das eigentlich verkehrt ist. Aber es ist eben so eine Sache unter uns.

Als ich ins Hotelzimmer zurückkehre und heimlich zu Cassidy spähe, die immer noch mit ihrem Bleistiftrock und ihren Acht-Zentimeter-Absätzen auf meinem Bett hockt, frage ich mich un-willkürlich: *Einen Satinslip? Ein Babydoll mit Rüschen?*

HEIDI

Ich wache mit einem Bild von Cassidy Knudsen im Kopf auf und frage mich, ob ich von ihr geträumt habe oder ob sie erst jetzt im Morgengrauen aufgetaucht ist, als Folge unseres peinlichen Gesprächs gestern Abend. Immer wieder höre ich ihre Stimme, wie sie an Chris' Handy geht, dieses lebhaftes „*Hallo Heidi*“, das für mich wie Fingernägel auf einer Schultafel klang, scharf und schrill, zum Aus-der-Haut-Fahren.

Auf dem Weg zur Arbeit gebe ich mir Mühe, nicht an das Mädchen mit dem Baby zu denken. Es fällt mir nicht leicht. Im Zug gebe ich mir Mühe, mich auf meinen Science-Fiction-Thriller zu konzentrieren und nicht erwartungsvoll durch die schmutzige Fensterscheibe zu starren und darauf zu lauern, dass die NATO-olivgrüne Jacke auftaucht. Meine Mittagspause verbringe ich mit einer Kollegin und nicht in der öffentlichen Bibliothek, obwohl ich nur zu gerne hingehen würde, um mich in den Literaturgängen herumzudrücken und nach dem Mädchen zu suchen. Ich mache mir Sorgen um sie und das Baby, frage mich, wo die beiden schlafen und was sie essen. Ich mache mir Gedanken, wie ich helfen kann, ob ich ihr Geld geben soll wie der Frau mit den schwarzen Zähnen, die sich vor der Bibliothek herumtreibt, oder sie an eine Unterkunft verweisen soll, an eins der Frauenhäuser der Stadt. Das, beschließe ich, sollte ich tun: das Mädchen finden und sie in das Frauenhaus auf der Kedzie Avenue bringen, wo sie und ihr Baby sicher wären. Dann kann ich aufhören, an sie zu denken.

Während der uninteressanten Mittagspause mit einer uninteressanten Kollegin bin ich drauf und dran, mich aus dem Staub zu machen, als mein Handy klingelt, ein Rückruf von meiner besten Freundin Jennifer. Ich entschuldige mich, ziehe mich aus dem Pausenraum in mein Büro zurück, um den Anruf entgegenzunehmen, und Mädchen und Kind sind vorübergehend vergessen.

„Du hast mich gerettet“, sage ich und lasse mich auf meinen Stuhl plumpsen, der hart und kalt und alles andere als ergonomisch ist.

„Wovor?“, fragt Jennifer.

„*Tedium vitae*.“

„Und für Nicht-Lateiner?“

„Langeweile“, sage ich.

Auf meinem Schreibtisch steht ein gerahmtes Foto von Jennifer und Taylor, Zoe und mir, einer von diesen Streifen aus dem Fotoautomaten von vor vier Jahren, als es den Mädchen mit ihren acht Jahren, den sonnigen, lächelnden Gesichtern und lebhaften Augen noch nicht peinlich war, in der Öffentlichkeit mit ihren Müttern gesehen zu werden. Die Mädchen sitzen auf unseren Schößen, Taylor mit ihren großen, traurigen Augen und dem Lächeln mit den heruntergezogenen Mundwinkeln neben Zoe, und Jennifer und ich stecken die Köpfe zusammen, damit wir alle ins Bild passen.

Jennifer hat sich vor Jahren scheiden lassen. Ihren Ex-Mann habe ich nie kennengelernt, aber wie sie ihn beschreibt, war er starrsinnig und mürrisch und unterlag heftigen Stimmungsschwankungen, die zu ständigen Streits und unzähligen Nächten auf der

Wohnzimmercouch führten (für Jennifer, wohlgemerkt, ihr Ex war zu stur, um das Bett zu räumen).

„Taylor ist doch noch nicht in der Pubertät, oder?“, falle ich einfach mit der Tür ins Haus. Eine beste Freundin zu haben, ist etwas Wunderbares. Man braucht die Äußerungen, die einem in den Sinn kommen, nicht gegenlesen zu lassen, nicht ins Reine zu schreiben.

„Was meinst du? Ob sie ihre Periode hat?“

„Ja.“

„Noch nicht. Gott sei Dank“, sagt sie, und sofort verspüre ich große Erleichterung.

Aber dann bricht wieder einmal meine Neigung durch, alles zu Tode zu analysieren. Wenn ich einen wunden Punkt habe, dann den. „Meinst du, sie *sollten* ihre Menstruation schon haben?“, frage ich, denn bei diversen Internetrecherchen habe ich herausgefunden, dass sie schon mit acht oder auch erst mit dreizehn einsetzen kann. Aber die Webseiten, die ich durchforste, deuten an, dass Mädchen die erste Regel etwa zwei Jahre, nachdem der Busen angefangen hat zu wachsen, bekommen. Zoe ist mit ihren zwölf Jahren flach wie ein Pfannkuchen. „Sie hinken doch nicht im *Zeitplan* hinterher oder so?“

Jennifer hört die Sorge in meiner Stimme. Sie arbeitet als klinische Diätassistentin in einem örtlichen Krankenhaus. Sie ist meine Anlaufstelle für alles Medizinische, als verleihe ihr die Tätigkeit in einem Krankenhaus automatisch einen medizinischen Abschluss. „Jetzt mach mal halblang, Heidi. Die reifen alle in ihrem eigenen Tempo heran. Es gibt keinen *Zeitplan*“, versichert sie mir und sagt, dass ich Zoes Pubertät nicht werde beeinflussen können. „Obwohl ich weiß, dass du es versuchen wirst“, stichelt sie, „weil du gar nicht anders kannst.“ Die Art schonungsloser Bemerkung, mit der nur eine beste Freundin davonkommt. Und ich lache, weil ich weiß, dass sie recht hat.

Und dann schweift das Gespräch ab zur Fußball-Frühjahrssaison und zu Fragen wie, was die Mädchen von ihren pinkfarbenen Trikots halten, ob *Lucky Charms* ein passender Mannschaftsname für eine Gruppe zwölfjähriger Mädchen ist oder nicht, und zu der Vernarrtheit der Mädchen in ihren Trainer, einen Collegestudenten Anfang zwanzig, der es nicht in die Mannschaft der Loyola University geschafft hat. Coach Sam, den die Mütter alle so süß finden. Und schon fangen Jennifer und ich an, von seinen buschigen braunen Haaren, seinen dunklen, geheimnisvollen Augen und seiner Fußballerstatur zu schwärmen. Von seiner Stärke und Beweglichkeit, Wadenmuskeln, wie wir sie nie zuvor gesehen haben ... und sämtliche Gedanken an Zoes beginnende Pubertät und das Mädchen mit dem Baby sind vergessen. Irgendwann kommen wir auf Jungs, vorpubertäre Jungs wie Austin Bell, den die Mädchen alle anhimmeln. Einschließlich Zoe. Und Taylor. Jennifer gesteht, dass sie die Worte *Mrs. Taylor Bell* auf das Notizbuch ihrer Tochter gekritzelt gefunden hat, und ich sehe die blasse Haut an Zoes Arm vor mir, auf die in Rosa der Name *Austin* gemalt ist, mit einem Herzchen über dem *i*.

„Zu meiner Zeit war es Brian Bachmeier“, gebe ich zu und erinnere mich an die stachelartigen Locken, die den Kopf dieses Jungen zierten, die verschiedenfarbigen Augen, eins blau, das andere grün. Er hatte aus San Diego in Kalifornien an unsere Junior High gewechselt, schon das allein war respekteinflößend, aber der Kerl konnte noch dazu tanzen, den Carlton, den Jiggy und den Tootsee Roll. Die anderen Jungs beneideten ihn, die Mädchen vergötterten ihn.

Ich erinnere mich, dass ich ihn bei meiner ersten Party mit Jungs und Mädchen zum Tanzen aufforderte. Und dass er Nein sagte.

Ich denke an Zoe. Ich denke an Taylor. Vielleicht sind unsere Mädchen gar nicht so anders als wir damals.

Es klopft an meiner Tür. Ich sehe auf und erblicke Dana, die allgegenwärtige Dame vom Empfang, die mich zu einer Einzelstunde mit einer dreiundzwanzigjährigen Frau aus Bhutan bittet – einem kleinen asiatischen Land, das zwischen Indien und China liegt –, der kürzlich Asyl gewährt wurde. Sie hat den Großteil ihres Lebens in einem Flüchtlingslager im nahen Nepal verbracht, in einer Bambushütte mit Lehm Boden, wo sie von Essensrationen lebte, bis ihr Vater Selbstmord beging und sie Zuflucht in den Vereinigten Staaten suchte. Sie spricht nepalesisch.

Ich lege eine Hand auf den Hörer und flüstere Dana zu, dass ich gleich da sein werde. „Die Arbeit ruft“, sage ich zu Jennifer, und dann machen wir noch schnell Zoes heutige Übernachtung bei Taylor zu Hause fest. Zoe freut sich wie verrückt darauf, so sehr, dass sie heute Morgen sogar daran gedacht hat, sich zu verabschieden, bevor sie ins Schulgebäude gerannt ist.

Der Tag zieht sich unerträglich in die Länge. Der Regen draußen beruhigt sich, obwohl die Skyline der Stadt grau in grau bleibt und sich die Spitzen der Hochhäuser in den aschfahlen, korpulenten Wolken verlieren. Als fünf Uhr näher rückt, verabschiede ich mich und fahre mit dem Fahrstuhl ins Erdgeschoss hinunter. Es kommt selten vor, dass ich das Büro um fünf Uhr verlasse, aber an einem Abend wie diesem – Zoe über Nacht weg und Chris auf einem verspäteten Heimflug, der nicht vor 22 Uhr eintreffen wird – mache ich mir ein Vergnügen daraus, die Wohnung ganz für mich allein zu haben, eine schlichte Freude, in deren Genuss ich nicht allzu oft komme. Ich schwelge in der Vorstellung, mir ganz allein einen Frauenfilm anzusehen, mich in meinem warmen, kuscheligen Pyjama auf der Couch zu fläzen und eine ganze Tüte Mikrowellen-Popcorn allein in mich hineinzustopfen (und hinterher vielleicht noch eine Kugel Minzeis mit Schokosplittern!).

Über mir beginnen die Wolken sich allmählich aufzulösen, und die Sonne gibt ihr Bestes, um sich hinter den Rissen in den Wolken in einen hübschen Sonnenuntergang zu kleiden. Die Luft ist ver-störende viereinhalb Grad kalt, und es geht ein Wind. Ich stecke meine Hände in ein Paar Lederhandschuhe, ziehe mir die Kapuze über den Kopf und haste zusammen mit all den anderen abendlichen Pendlern zur Haltestelle der „L“. Ich zwänge mich in den überfüllten Zug, wo wir aneinandergequetscht stehen wie die Sardinen in der Büchse und vom Wind geschüttelt die kurvige Strecke entlangtuckern.

Als ich an der Fullerton Station ausgestiegen bin, gehe ich vorsichtig die nassen Stufen hinunter. Neben mir zündet sich ein anderer Pendler eine Zigarette an, und der Tabakduft erfüllt die Luft. Er hat für mich eine nostalgische Note, erinnert mich an zu Hause. Als ich klein war, lebte ich mit meiner Familie in einem Haus im Kolonialstil aus den 70er-Jahren bei Cleveland. Die Wände waren mit Schwammtechnik bemalt, was meiner Mutter so gut gefiel. Und mein Vater rauchte rote Marlboros, ein halbes Päckchen am Tag. Er rauchte in der Garage, nie in unserem Haus. Nie im Auto, wenn mein Bruder und ich dabei waren. Meine Mutter erlaubte es schlicht nicht. Der Tabakduft strömte ihm aus den Poren. Er hing